

6. Ausblick

Das vorige Kapitel versuchte, das Feld der Praktiken zwischen unbewusst Stimmungen formenden sinnlichen Mikro-Wahrnehmungen und ästhetischem Erleben mit ›existenziellem‹ Charakter zu überblicken. Insgesamt wurde in diesem Band die Vielfalt ästhetischer Praktiken ebenso betont wie der Blick auf gemeinsame Elemente: synästhetische sinnliche Wahrnehmung oder Vorstellung; leibliche Selbstwahrnehmung; emotionale Einfärbung und Bewertung. Häufig bezieht sich Erleben auf ähnliche frühere Eindrücke und Gestimmtheiten, zumindest als kontinuierlicher Abgleich, den das Hirn unterhalb der Bewusstheitsschwelle ausführt. Mit dem sinnlich Wahrge-nommenen werden Bedeutungen assoziiert; die ästhetisch interagierende Person ist in ihrem ganzen biographischen Gewordensein mitsamt ihren Erinnerungen und erworbenen Sensibilitäten am Perzipieren beteiligt.

Nicht so leicht zu fassen ist, unter welchen Bedingungen weitere Elemente hinzutreten: reflexives Wahrnehmen der eigenen Präsenz und Befindlichkeit; imaginative Erweiterung und Verknüpfung mit Bedeutungen und Erinnerungen; bewusstes Selbstwahrnehmen; Reflektieren, was man wie wahrnimmt und wieso es für eine/n selbst bedeutsam wird. Vergleichen und dessen Bewusstwerden zumindest in Form emotionaler Bewertung gehören zu fast allen alltagsästhetischen Praktiken, oft auch begleitende und anschließende Kommunikation. Elementar ist schließlich körperliche Beteiligung, unwillkürlich wie willkürlich. Sie reicht vom beschleunigten Puls über ein ›Mitgehen‹ von Gliedern, Verkrampfen der Hände oder Abwenden des Blicks, Abwehr- und Ekelreaktionen, bis hin zum umfassenden sinnlichen Wahrnehmen und Appräsentieren von Dingen in ästhetischer Ko-laboration. Tanz und Bewegung schließlich interpretieren Musik und Gestimmtheiten.

Heuristisch ist, so die zentrale These, von der weiten Verbreitung eines ästhetischen Praxis- und Erlebensmusters auszugehen, das durch Struktu-ren der Alltäglichkeit geprägt ist. Dreierlei kann man festhalten. Erstens:

Alltagsästhetische Routinen, Aufmerksamkeitsformen sowie Reflexions- und Kommunikationsweisen werden von Menschen aller Bildungsstufen und jeglicher Profession praktiziert – jedoch in unterschiedlicher Häufigkeit, in differenten Situationen und mit unterschiedlicher Schätzung seitens verschiedener soziokultureller Milieus.¹ Normativ ist der Befund eindeutig: Fokussieren, Konzentrieren, Distanz halten, Reflektieren, elaboriert Kommunizieren, Verknüpfen mit fachlichen Wissensbeständen gelten im Rahmen der Expertinnen-Ästhetik als angemessen. Entsprechende Praktiken sind in Feldern, die sich an diesen Ansprüchen orientieren, deutlich häufiger. Allerdings ist die Forschungslage gerade zur *Praxis* der theoretischen Einstellung ausgesprochen unbefriedigend.²

Die Orientierung an Wiederholung und Routinen, an Effektivitätserwartungen und Relevanzordnungen des Alltags, an Wissensbeständen und Aufmerksamkeitsverteilungen, die der ‚natürlichen‘ und ‚pragmatischen‘ Einstellung entsprechen, resultiert in einem dichten und kohärenten Netz einer stabilisierender Neigungen, Erwartungen und Rezeptionsweisen. In dessen Selbstverständlichkeit und sozialer Verbindlichkeit gründet die weitgehende Dominanz alltagsästhetischer Praktiken. Die strukturellen Homologien zu Handlungs- und Einstellungsmustern der üblichen Lebensführung lassen solche Erwartungen, Regeln und Aneignungsweisen lebensweltlich plausibel, teilweise sogar zwingend erscheinen. Obwohl man sie normativ massiv und anhaltend abwertet, werden alltagsästhetische Praktiken dennoch als befriedigend empfunden und als selbstverständlich verteidigt.³

Zweitens: Alltagsästhetische Praktiken erscheinen als soziokulturell verbindend *und* trennend. Unterhaltendes Sich-Bewegen zwischen Ernst und Unernst (Hügel 2007) finden wir bei Personen mit überdurchschnittlich hohem Bildungs- und Professionsstatus wie bei solchen am entgegengesetzten Pol der Bildungs- und Ansehensverteilung. Zugleich werden auf beiden Seiten

¹ Dichte qualitative Studien dazu sind schwer zu finden, am ehesten noch in Forschungen zum Mediengebrauch von Kindern und Jugendlichen (z.B. Pieper u.a. 2004; Groeben/Hurrelmann 2004).

² Anregend dazu Felski (2020).

³ Nach John Fiske (1989: 65) werden routinisierte Unterhaltungspraktiken in einem weitgehend als heteronom empfundenen Lebenskontext als selbstbestimmt, als praktizierte Kontrolle über eigenes Leben wahrgenommen. Die Etablierung privater Funk- und Fernsehsender in der Bundesrepublik in den 1980ern wurde begleitet von dem Slogan, nun könne jeder sein eigener Programmdirektor werden. Individuelles Streaming von Musik und Videos unterstützt diese Sichtweise.

ähnliche kognitive, sprachlich kommunikative und teilweise sogar auf akademische Wissensbestände zugreifende Praktiken ausgeübt. Nach Meinung von Henry Jenkins (2006) gehen elaborierte Aneignungsmuster, die vor wenigen Jahrzehnten auf Fans beschränkt waren, zunehmend ins Repertoire normaler Rezipientinnen ein, insbesondere unter Nutzung der Möglichkeiten des Internet.

Schaut man aber auf das *Wie* und die *Rahmung* der Praktiken, dann springen der Abstand im Habitus, in der Realisierung übereinstimmender Muster, und die nicht selten demonstrative Präsentation distinktiver Züge ins Auge. Aus dieser Sicht könnten das Fachsimpeln von Reggae-Fans und die Anschlusskommunikation in der Pause des *Rheingold* trotz struktureller Gemeinsamkeiten kaum unterschiedlicher sein.

Drittens plädiere ich dafür, den Gesamtkomplex unter dem Stichwort ästhetisches *Erleben* zu behandeln. Zwar ist aus der Forschungsgeschichte nachzuvollziehen, warum die akademische Diskussion die Kategorie ›Erfahrung‹ vorzieht. Es ist dort durchaus bewusst, dass eine Fokussierung der sprachlich-kognitiven Dimension ästhetischer Praktiken Probleme schafft, und dass Entgegensetzung, Hierarchisierung oder teleologische Kombinationen von Erleben und Erfahren angesichts der Diversität der Phänomene und ihrer unscharfen Übergänge eher hinderlich sind. Umgekehrt ist das Konzept des Erlebens romantisch-antirational⁴ belastet. Dennoch scheint es im Blick auf die Lücken empirischer Forschung sinnvoll, durch Akzentuierung des Erlebens Wahrnehmungsweisen und Ko-laborationspraktiken ›gewöhnlicher‹ Nutzerinnen diesseits des sprachlichen Reflektierens in den Mittelpunkt zu rücken.

Die Kulturwissenschaften stehen vor der Herausforderung, angesichts fortschreitender Ästhetisierung des Alltags den emotionalen und sinnlich-körperlichen Dimensionen ästhetischer Praktiken genauer nachzugehen. Gernot Böhme (2001: 180) hat die Bedeutung solchen Wissens nachdrücklich begründet: »Zur Erfüllung dessen, was Mensch-Sein heißt, gehören auch sinnliche Erfahrungen.« Erleben und Erfahren werden gelernt, und insofern kann Wissen aus Kulturforschung beitragen zur »Ausbildung einer ästhetischen Lebensweise«. Bevor Wissenschaft zum kritischen Urteilen komme, sei allerdings zunächst »ein kompetentes Umgehen mit der eigenen Sinnlichkeit« verlangt.

4 Das schwingt etwa mit in Hans Ulrich Gumbrechts (2003) Votum für ästhetisches Erleben statt Erfahren.

Wir müssen besser verstehen, welches Potenzial in vielen Formen alltagsästhetischen Erlebens unter Gesichtspunkten wie Selbstaufmerksamkeit, Selbstbildung, inkorporiertes und praktisches Wissen steckt und wie gewöhnliche Akteurinnen diese Möglichkeiten schätzen und nutzen. Solche empirischen Bestandsaufnahmen wären hilfreich, um gezielter an ästhetischer Bildung zu arbeiten. Bei der Beschäftigung mit gewöhnlicher ästhetischer Interaktion kann es nicht nur um Beschreibungen des Status quo gehen. Die offensichtliche soziale Dysbalance ist unter dem Anspruch auf Chancengleichheit zu diskutieren – wobei ›Chancengleichheit‹ nicht die Antwort auf Probleme kultureller Selbst-Bildung darstellt, sondern Fragen und Herausforderungen signalisiert.

Im Gebrauch der Angebote populärer Künste zeichnen sich Umrisse einer Alltagsästhetik ab, die nicht vorrangig auf DAS WERK ausgerichtet ist – auf einen Text, dessen grundlegenden Gehalt es zu entschlüsseln gilt und in dem die Teile dienende Funktion haben. Gewiss spielt bei der Wahrnehmung narrativer Angebote ›das Ganze‹ für die Nutzer immer noch eine wichtige Rolle; der Ausgang einer Geschichte hat besonderes Gewicht für die Rezeption. Das heißt aber nicht, alle Teile würden gleich aufmerksam perzipiert und auf ihren Beitrag zum Gesamtwerk hin befragt. Vielmehr scheinen auch hier die Kulturtechniken des ›Blätterns‹ sowie der ›zerstreuen‹ und ›verteilten Aufmerksamkeit‹ üblich. Vielleicht trifft die ›lockere‹ Devise »Die Summe der Teile ist mehr als das Ganze« (Maye) den Standardmodus alltagsästhetischer Praktiken. Zumindest rangiert die Suche nach dem Sinn ganzer Texte eher hinter dem Genuss, den einzelne Episoden, ›Stellen‹, Figuren, Stimmungen oder Klangräume ermöglichen.

Die Neigung, sich auf kleinere Bedeutungseinheiten und Stimmungsgeneratoren einzulassen, hat eine wesentliche Voraussetzung: die Bereitschaft, auf die vielfältigen sinnlichen Reize, Assoziationen, Imaginationsimpulse und Gestimmtheiten einzugehen, die sich der Wahrnehmung in ›lockerer‹ Interaktion anbieten. Dahinter steht die Erfahrung, dass es sich lohnt, solchen Aufforderungen ein Stück weit zu folgen, sich ihnen eventuell zu überlassen. Etwas mechanistisch formuliert bedeutet ja Ästhetisierung des Alltags: Gewöhnliche Menschen schaffen sich im Lauf ihrer Biographie einen großen Fundus von Erinnerungen an ästhetische Eindrücke und Erlebnisse – von denen jedes Element sich in der Ko-laboration (vor allem über emotionale Verbindungen) mit jedem aktuell wahrgenommenen ›Teil des ästhetischen Gegenübers verknüpfen und Impulse aussenden kann.

Vielleicht führt die Ästhetik des ›lockeren Blätterns‹ und der verteilten Aufmerksamkeit zu einem integrativen Modell. Es beruht auf der Annahme, dass sich im Lauf der persönlichen Geschichte alltagsästhetischen Erlebens mit *Nicht-Kunst wie Kunst* verschiedenste Wahrnehmungen und Empfindungen zu einem je individuellen Bestand gespeicherter sinnlicher Eindrücke und Erinnerungen fügen. Jedes Teil dieses Reservoirs ist disponiert, sich mit weiteren sinnlichen Eindrücken und deren imaginativ-assoziativen Potenzialen zu etwas Neuem zu verbinden. Wahrgenommenes und Repräsentiertes, Bilder, Erinnerungen, Imaginationen, Ängste und Gestimmtheiten verbinden und verknüpfen sich miteinander, quer durch alle Arten und Partner ästhetischer Interaktion. Gespeicherte Repräsentationen realer Ereignisse kommunizieren mit medialen Bildern, mit Erinnerungen an Szenen, mit persönlich bedeutsamen ›Stellen‹ aus der Massenkunst. Sie verschmelzen mit ihnen, setzen die Einbildungskraft in Gang – und alle diese Verknüpfungen können positiv erlebt, als ästhetisches Vergnügen empfunden werden. Es entsteht ein persönlicher Fundus an affektiv geladenen Repräsentationen und Eindrücken unterschiedlichster ›Herkunft‹, von denen jeweils einige in das gerade aktuelle Erleben eingehen und dadurch wieder modifiziert werden.

Das scheint mir eine durchaus inspirierende Sicht auf den Umgang mit Ästhetisierungsprozessen – wenn man sich der Grenzen des Ansatzes bewusst bleibt. Er kann zu einer überzogen individualisierenden Sicht auf ästhetisches Erleben führen. Es hieße elementare sozialwissenschaftliche Einsichten zu leugnen, wenn ästhetisches Erleben nur als Emanation persönlich-biographisch geprägter Handlungen und Bewusstseinsströme erscheinen würde. Man könnte gar Ästhetisierung des Alltags als Weg zur Realisierung des romantischen Traums von einer All-Ästhetik missverstehen. Eine solche Utopie, so anziehend sie klingt, lässt sich gegenwärtig kaum produktiv verknüpfen mit einer Welt, zu deren Problemen das massenhafte Erleiden ästhetischer Gewalt und ein ausgesprochen ungleich verteilter Zugang zu ästhetischen Ressourcen gehören. Ein frischer, sympathetischer Blick auf Reize und Entwicklungschancen gewöhnlichen ästhetischen Erlebens, der dessen ›dunkle‹ Dimensionen nicht ausblendet, wäre gleichwohl angesichts der Dynamik der Entwicklung wünschenswert.

